



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Freyen, Richard: Vom Charakter der Franzosen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Dem Charakter der Franzosen

Von Richard Freyen



In jedem Volke laufen über jedes andere Urteile um, die dessen Charakter, Gewohnheiten, Sitten in eine mehr oder weniger feste Formel pressen, und die von größtem Einfluß auf das gesamte internationale Leben sind. Es ist ein seltsames Ding mit diesen Allgemeinurteilen, sie stimmen, auf das Individuum angewandt, fast niemals, sind oft sogar ganz falsch, einseitig, entstellt, von Haß und nur selten von Liebe verzerrt. Und dennoch, obgleich oder oft gerade auch weil sie falsch sind, sind sie von allergrößter Bedeutung.

Wie fadenscheinig und schief die meisten dieser Urteile sind, weiß jeder, der länger in einer fremden Nation gelebt hat und viele Angehörige derselben wirklich mit unbefangenen Blick beobachtet hat. Gewöhnlich glaubt jeder Deutsche, der nie in England gewesen ist, ganz genau „den Engländer“ zu kennen, und wer nie Rußlands Boden betreten, nie mit einem Russen gesprochen hat, lacht doch über „den Russen“, wobei er eine vage Vorstellung von einem ungepflegten Bart, Wotki, platter Nase und vor allem unendlich vielem Schmutz hat. Hört man dagegen Leute, die länger im fremden Lande gewohnt haben, so ergibt sich meist ein viel komplizierteres Bild. Gewiß bilden auch solche Leute sich oft ein klischeehaftes Allgemeinbild, aber es ist meist diametral dem landläufigen entgegengesetzt, woraus sich schon zur Genüge ergeben dürfte, daß es ganz so einfach nicht ist, ein wirkliches Bild des fremden Volkes zu haben. Je mehr man die Engländer, die Franzosen usw. kennen lernt, um so weniger zuverlässlich wird man im allgemeinen über den Engländer, den Franzosen usw. Aussagen machen können.

Das liegt vor allem daran, daß man bei genauem Hinsehen auch die unendlichen Verschiedenheiten beachten lernt, die neben gewissen oberflächlich sich darstellenden typischen Zügen für den Charakter ebenfalls von größter Bedeutung sind. Es kommt ferner hinzu, daß ganze Völker Sitten und Gewohnheiten annehmen oder beibehalten, die ihrem innersten Wesen nicht entsprechen. Es geht nicht an, aus Sitten und Gewohnheiten stets auf den Charakter zu schließen. Wir würden beim einzelnen Menschen eine solche Beurteilung töricht finden. Wir werden niemals einen Einzelmenschen bloß nach seiner Redeweise, gewissen

Allüren, endgültig zu kennen glauben. Derartige Dinge lassen sich anlernen, nachahmen, schauspielern. Oft auch bleiben gewisse Gewohnheiten bestehen, obwohl sich die Wesenszüge, die ihnen ursprünglich zugrunde lagen, längst geändert haben. Das alles ist natürlich bei ganzen Völkern noch viel stärker als bei Individuen der Fall, und man muß sich hier noch mehr als beim Einzelmenschen vor falschen Verallgemeinerungen hüten.

\* \* \*

Ich will einiges derartige am Beispiel der Franzosen dartun, über die, wie ich nach jahrelanger Kenntnis des Volkes glaube, ganz verkehrte Anschauungen nicht nur in Deutschland kursieren. Das hat in verschiedenen Dingen seinen Grund. Erstens ist der Franzose keineswegs leicht kennen zu lernen; ein französisches Haus steht lange nicht so gastlich jedem Fremden offen, wie vielfach deutsche Häuser. Es gibt Deutsche, die jahrelang in Paris gewohnt haben, ohne je in eine französische Familie geschaut zu haben. Man rechne Pensionen oder Häuser, die „zahlende Gäste“ aufnehmen, nicht dazu: ein französisches Haus, das Deutsche aufnimmt, ist schon darum kein typisch französisches Haus. Wie bei allen romanischen Völkern ist das Haus viel abgeschlossener als bei uns, Gastlichkeit liegt nicht im Wesen der lateinischen Rassen, und selbst dort, wo man Fremde empfängt, ist man viel zurückhaltender, spröder, weniger offen als wir es gegen Fremde sind.

Ein weiterer Grund, daß wir die Franzosen falsch einschätzen, liegt darin, daß uns gewisse Stände als typisch erscheinen, die es keineswegs sind. Das war in früheren Zeiten vor allem der Adel, der repräsentativ für das Volk genommen wurde. Ihn lernte man auf Reisen, an fremden Höfen usw. kennen. Seine feinen und kultivierten Manieren nahm man ohne weiteres als typisch an für das Volk, zumal man auch an denjenigen nichtadeligen Vertretern der Klasse, die man im Ausland kennen lernte, Hofmeistern, Erziehern, Tanzlehrern, Schauspielern usw. ähnliche Allüren wahrnahm, ohne daß man dabei bedachte, daß solche Allüren eben zum Geschäft dieser Leute gehörten, und nur eine angelernte Kopie nach jenen adligen Mustern waren. Dabei ist dann ferner zu bemerken, daß jene feinen Sitten des Adels im ganzen Lande nachgeahmt wurden und so wirklich, wenigstens für den oberflächlichen Beobachter, typischen Wert bekommen mußten. In der Tat sind die Franzosen zur Zeit des Königtums wohl eine Klasse von ungewöhnlicher Kultur der Form gewesen, nicht so sehr, weil sie innerlich wirklich jene galanten und formal durchgebildeten Charaktere gewesen wären, sondern darum, weil sie alle den Adel und seine Art kopierten, der am Hofe von Versailles ihnen allen als leuchtendes Vorbild vor Augen stand.

Wie wenig das weitere Volk von dieser Kultur der Form im Innern erfasst war, zeigte bereits die große Revolution, wo sich der Böbelgeist der Klasse am deutlichsten offenbarte; dasselbe hat sich überall von neuem gezeigt,

wo das „Volk“ oben auf kam, und die dritte Republik ist das beste Beispiel dafür, wie ein ursprünglich von vornehmerm Geiste imprägniertes Volk diesen äußeren Laß von Jahr zu Jahr mehr abgesprengt hat und von Jahr zu Jahr nicht verbürgerlicht, nein, verpöbelt ist. Gibt es in der Welt ein unvornehmeres Staatengebilde als diese Republik der Krämer und Radauadvokaten, wo Ehrgeiz, Korruption und schmutzigste Intrige dominieren, wie unzählige Skandalaffären nur allzudeutlich gezeigt haben?

Was die Welt noch immer über den wahren Charakter der Franzosen täuscht, sind gewisse äußere Formen, die noch von den früheren aristokratisch durchgebildeten Zeiten her bestehen, und ist vor allem die Sprache, die in tausend Redewendungen noch heute den alten Geist konserviert, auch dort noch, wo sie im Bourgeois- und Apachenmunde weiterlebt. Diese Sprache, die von allen Sprachen noch heute am meisten in anderen Ländern studiert wird, ist es in der Tat, die die alte Gloriette der Vornehmheit den Franzosen noch heute erhalten hat. Dieses wundervoll geschliffene Kunstwerk, das vielleicht nicht die sinnfällig klangvollste und reichste, aber die durchgeistigste und bis zum höchsten Raffinement verfeinerte Ausdrucksform ist, welche die heutige Welt kennt, ist geschaffen und veredelt worden in den Thronsälen der Bourbonenkönige und den Salons ihres Adels; sie hat auch noch heute etwas von dem alten Glanz bewahrt, wie ein kostbarer Gobelin aus Fontainebleau, den ein Börsenwucherer in seinem Hause aufhängt, dorthin noch etwas von der alten Vornehmheit mitbringt.

Diese Sprache mit ihrer einschmeichelnden Melodie ist es vor allem, die noch heute den Franzosen den Ruhm der unnachahmlich feinen Sitte erhält. Es sind tausend kleine Feinheiten, die an sich ganz unwesentlich sind und gar keine Rückschlüsse auf die dahinter stehenden Gefühle zulassen, die aber den Fremden immer bezaubern. Das beständig eingestreute, fast in keinem Satze fehlende „Monsieur“ oder „Madame“ scheint immer sofort eine persönliche Beziehung zwischen dem Sprecher und dem Angeredeten herzustellen und gibt der Rede etwas sehr Verbindliches. Manche stereotypen, höflichen Übertreibungen bezaubern den Fremden und sagen doch gar nichts. So wird der Fremde, dem man bei einer persönlichen Vorstellung versichert: „enchanté de faire votre connaissance“, dann, wenn ihm bloß die Lexikonbedeutung von „enchanté“ im Ohre liegt, selber wirklich sehr entzückt sein, obwohl der Franzose in Wirklichkeit nicht mehr gesagt hat als der Deutsche, der in solchem Falle in den Bart murmelt: „Sehr erfreut . . .“

Auch außerhalb der Sprache gibt es eine ganze Reihe von Sitten, die, aus früherer Zeit überliefert, noch heute den Anschein erwecken, als seien die Franzosen ein höfliches Volk. Vieles geht aber auch hier nur auf ein Muß zurück. Man nehme das höfliche Stehenbleiben, wenn man sich auf der Treppe begegnet; gewiß, das wird viel konsequenter geübt als in Deutschland, aber das ist nicht auf größere innere Höflichkeit zurückzuführen, sondern nur darauf, daß drüben die Treppen viel schlechter und enger sind.

Und noch etwas kommt hinzu, was unbestreitbar ist: die Galanterie gegen die Dame, besonders wenn sie jung und hübsch ist. Aber man werde sich klar darüber, daß diese Galanterie etwas Verschiedenes von einer gegen alle Menschen gleichmäßig geübten Höflichkeit ist. Steht jemand in der Elektrischen vor einem müden alten Manne oder einem alten Weiberl auf, so ist das Herzensgüte und wirkliches, inneres Gefühl; macht er dagegen einer hübschen jungen Dame Platz, um einen Blick ihres Auges zu erschmeicheln, so braucht das so wenig eine Tugend zu sein oder von innerer Höflichkeit und Zuverlässigkeit zu zeugen, als es eine Tugend ist, wenn einer die neusten englischen Moden und die raffiniertesten, auffallendsten Kravatten trägt. Es ist nun ohne Zweifel richtig, daß der Franzose, was Galanterie gegen die Dame anlangt, dem Deutschen über ist, aber es verbirgt sich dahinter noch ganz anderes als Höflichkeit. Gewiß, törichte junge Gänselein mögen sich dadurch berücken lassen, und in der Tat habe ich oft genug junge Franzosen mit heißendstem Spott höhnen hören, wie billig und leicht deutsche Mädchen mit dem Zuckerwasser der albernsten Galanterie zu fangen wären. Aber feinere und kluge Frauen empfinden diese zudringliche Höflichkeit, wie mir eine weitgereiste Dame einmal sagte, als „Ananständigkeit“. „Ich weiß nicht, was widerlicher ist, offen und plump geäußerte Begehrlichkeit oder diese verkappte, verzuckerte und im Grunde rein konventionelle“, fügte sie hinzu.

Nein, es muß mit aller Schärfe gerade vor Deutschen einmal ausgesprochen werden: es gibt in Europa kein Volk, das im tiefsten Kern so unhöflich, so unliebenswert und so unverschämt ist wie die Franzosen. Um den wahren Charakter eines Volkes kennen zu lernen, muß man den Bauernstand kennen, der der Grundstamm ist, auf den alle feineren Kulturformen nur aufgepfropft werden. Aber im französischen Bauernstand, in der kleinen Bourgeoisie, da findet man nichts, aber auch gar nichts von der gutmütigen Freundlichkeit des süddeutschen Bauern oder der kernfesten, strengen Rechtschaffenheit des Norddeutschen, auch nichts von der „breiten Natur“ des gewöhnlichen Russen; der französische Bauer ist kleinlich, geizig und boshaft. Wer nicht glaubt, lese darüber auch französische Autoren nach. Balzac ist die beste Autorität. Wer Zolas „Erde“ für zu dick aufgetragen hält, lese Maupassants Novellen, wie dort der Bauer, der Kleinbürger, überhaupt das „Volk“ gezeichnet werden! Maupassant, der kannte seine Landsleute! Wer es gelernt hat, hinter den trügerischen Schleier, den die wundervolle, von feinen Aristokraten gewirkte Sprache noch immer über dies Volksleben breitet, hindurchzusehen, wer sich nicht blenden läßt durch konventionelle und erlernte Redensarten und Formen, der wird zugestehen müssen, daß nirgends in der Welt soviel Mißgunst, Kleinlichkeit und Bosheit sich finden, als in dieser Mittelwelt, die das wahre Frankreich ist, während die Pariser Boulevardwelt nur ein Prunkgewächs ist, das allerdings jenem Boden entstammt. Ich spreche hier nicht als Deutscher, der auf nationale Feindschaft gestoßen ist; ich bin weder dem äußeren Typus nach noch der Sprache nach drüben je für einen Deutschen gehalten worden und habe doch, von Aus-

nahmen abgesehen, immer die gleiche Bemerkung gemacht: kleine Beamte, Arbeiter, Bürger und Bauern, nirgends in der Welt findet man soviel infame Unerblichkeit, elende kleinliche Bosheit, bloß aus Freude an der Sache selbst, als in Frankreich. Eine gewisse Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die dem gallischen Volke eignet, kann darüber oberflächliche Beobachter und solche Leute, die Paris vermittelst eines Retourbillets kennen, täuschen, andere kaum!

Es ist derselbe Charakterzug, der, verfeinert und salonsfähig gemacht, bei dem bessern Franzosen in jenem höhnischen Zynismus und der giftigen Ironie wiederkehrt, der neben einer großen nationalen Borniertheit und Eitelkeit ein Hauptcharakteristikum der Franzosen ist. Gewiß, die Wirtshaus- und Cafégespräche der jeunesse dorée, der Studenten, Soldaten und jungen Angestellten sind in der ganzen Welt nicht prüde und zart. Aber so wie in Frankreich . . ? Und man muß sich klar machen: aus diesen Kreisen rekrutiert sich auch jene Bürgerschaft von strupellosen Parvenus, die in Frankreich die Regierung leiten. Der alte Adel hat sich grollend zurückgezogen, der Pöbel in seiner schlimmsten Form, als verkappter Pöbel mit Gentlemanallüren dominiert. Daß es daneben in Frankreich Menschen von feinsten Kultur und edelster Bildung gibt, werde ich am wenigsten leugnen, aber meine Freundschaft und Verehrung für diese wird mich nie bestechen, den häßlichen Grundcharakter des ganzen Volkes zu übersehen. Und man bedenke auch, wie verschwindend wenig wirklich sympathische und edle Persönlichkeiten sich unter den großen Dichtern finden! Überall Eitelkeit und Schlimmeres!

Im Grunde ahnt der Deutsche auch etwas davon, daß die weit gepriesene Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Franzosen nicht deren Wesenskern ausmacht. Man fügt darum gern hinzu, wenn man jene Qualitäten rühmt, sie seien im Grunde „falsch“. Indessen möchte ich auch hier widersprechen. „Falsch“ in dem Sinne, daß der Franzose etwa bewußt betrüge und belöge, ist er nicht. Man muß, um ihn zu verstehen, sich über einen Grundunterschied des ganzen romanischen und germanischen Lebens klar werden, der überall sich äußert. Wir verlangen von allen Äußerungen des Lebens, daß sie echt seien, das heißt, daß sie einen unentstellten Ausdruck des inneren Erlebens darstellen. Wir fragen bei jedem Satz, der uns gesagt wird, ob er aus dem Herzen kommt. Das tut der Romane längst nicht in demselben Grade. Wie wir von einem Gedicht verlangen, daß es „empfunden“ sei, so heischt der Romane vor allem, daß es „schön“ sei, ohne sich um den dahinter stekenden Lebensgehalt viel zu kümmern. Wie mit der Dichtkunst aber ist es auch mit den übrigen Lebensformen. Auch diese sind in Frankreich viel losgelöster von den Gefühlen, sind eine Form an sich geworden. In Frankreich ist das Wort aufgekommen, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gefühle zu verbergen. Man braucht das nicht so zu fassen, als handle es sich stets um ein bewußtes Lügen, nein, es handelt sich nur um eine schöne Form auch der Redeweise, von der man nichts weiter verlangt, als daß sie schön sei. Man muß dieses Streben nach einer Schönheit,

die gar nicht Natur sein will, begreifen, um dem Wesen der Franzosen näherzukommen. Deutsche Frauen regen sich über die „Unechtheit“ von Pariser Schönheiten auf, die geschminkt, gepudert, emailliert und Gott weiß was sonst noch, nur keine „Natur“ sind. Man bedenke, daß jene das auch gar nicht wollen. Man sagt: „La Française n'est pas belle, elle le devient.“ — Alles ist bewußte Kunst, die gar nicht in irgendwelchem Zusammenhang mit der Natur stehen will: nur so ist die französische Dicht- und Schauspielkunst, die französische Schönheitspflege und überhaupt der ganze Lebensstil zu verstehen. Er ist nicht „falsch“, aber er ist künstlich. Nur weil der Deutsche, der immer eine innere Beziehung zwischen „Kunst“ und „Natur“ verlangt, das nicht verstand, konnte die Rede entstehen, am Franzosen sei alles „falsch“.

Alles in allem: beim Franzosen ist alles angelegt auf eine Kultur der Schale, der Kern ist mehr oder weniger gleichgültig. Diese Kultur der Schale hat uns oft geblendet und tut es leider noch bis auf den heutigen Tag, obwohl das neue Frankreich auch die Kultur der Schale immer gröber vernachlässigt. Das heutige Frankreich gleicht einem unerzogenen, aus den untersten Ständen heraufgekommenen Spießbürger, der zufällig als Erbe noch ein paar köstliche Prunkstücke hat, die ihm ein Ansehen von Bornehmheit geben, obwohl er mehr und mehr verlernt, sie zu tragen. Immer mehr werden wir Deutsche auch in der äußeren Kultur den Franzosen über. Man sehe unsere Städte in ihrer Sauberkeit und ihrem Komfort an, man bedenke, welche Reinlichkeitsvorrichtungen sich selbst der mittelbegüterte Bürger bei uns leistet, man vergleiche damit französische Zustände, und man wird sich die Nase zuhalten. Oder man beobachte einmal auch „bessere“ Franzosen beim Essen! Welche Rolle spielt da das Messer, welche Töne muß man da mitgenießen! Man sagt in Paris: „Es scheint, die Deutschen haben immer Angst, daß man ihnen das Essen aus dem Munde wegnähme, weil sie ihn so krampfhaft zuhalten beim Essen.“ Nein, wir tun es aus guten Gründen!

Es ist ein festgewurzelter Aberglaube, daß die Franzosen das Volk der feinen, äußeren Form seien. — — Es wäre den Deutschen zu raten, einmal selber die Augen aufzumachen, und sie würden sehen, wie überall hinter der ererbten Eleganz der moderne Prolet hervorkommt. Es ist eine traurige Dekadenz auch nach dieser Seite, die das heutige Frankreich kennzeichnet.

